



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Die deutsche Literatur während des achtjährigen Friedens
1748-1756 : (Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.) IV.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die deutsche Literatur während des achtjährigen Friedens 1748—1756.

(Klopstock, Wieland, Lessing, Winkelmann, Kant.)

Von Julian Schmidt.

IV.

Lessing stand, ohne es zu wollen, auf einer Seite mit den Gottschedianern, die nun mit verdoppelter Wuth über Klopstock herfielen.

Ein alter Dr. Triller schrieb ein spöttisches Heldengedicht, „der Wurmfamen.“ — „Die neuen Heldengedichte, davon bisher so ein ungestümes Lärmen, zum Troß der gesunden Vernunft und Beleidigung des Wohlklangs allenthalben gehört worden, sind nur für die Einwohner des Saturn; unsere natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht eher verstehen, als bis sie in reines Deutsch übersetzt werden. — Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten, sind strafbare und unchristliche Ausdrücke. — Wenn diejenigen Schöpfergeister sind, die ein Paar Duzend neue und zum Theil gar fromme und hüßende Teufel, und Schaaren von Seraphim eigenmächtig erdichten, oder eine frostige und finstre Sonne unter der Erde ungeheißt aufgehen lassen: so gehören alle Trunkne, Träumende und Mondsüchtige in die Klasse der schöpferischen Geister.“ — „Ich danke dem gütigen Himmel, daß ich von der Dichtkunst nicht leben darf, sondern weit rühmlicher etwas Anderes und Nützlicheres gelernt habe, als meine Versorgung mit schöpferischen Gedichten zu gewinnen, oder mit elendem Zeitungsschreiben und unverständigem Durchhecheln gelehrter Männer das Brod zu verdienen.“

Januar 1752 trat Gottsched selbst mit dem „bescheidenen Gutachten, was von den bisherigen christlichen Epopöen der Deutschen zu halten sei?“ hervor: „Es sind Gedichte, dazu der Stoff aus der Schrift hergenommen worden, die von allen Christen als eine untrügliche Wahrheit angenommen und verehrt wird; dem aber die Dichter aus ihrem eigenen Wig viel saltzame Gedichtungen beifügen. Was thun unsre geistlichen Epopöendichter anders, als daß sie einen an den Rabbinen billig verdamnten Kunstgriff auf eine neue Art brauchen? die Bibel mit ihren Träumen ausfüllen und die Wahrheit mit Lügen verbrämen!“ Gottsched wundert sich, wie die deutschen Gottesgelehrten nicht wahrnehmen, wieviel solch geistliche Lügenden in einer zur Religionspöttelei so geneigten Zeit dem wahren Christenthum schaden würden, sie ver-

folgen mit einem löblichen Eifer die Zinzendorffschen Schwärmereien und sehn nicht, daß in diesen neuen Epopöen eben der Geist der Schwärmerei, nur auf eine nicht so plumpe Art, herrscht; aber eben deswegen desto schädlicher.“

Schlau genug schien diese Wendung, die Theologie war ein nicht zu verachtender Bundesgenosse. Aber nur wenig Theologen folgten dem empfangenen Impuls, und so weit war doch die öffentliche Meinung schon gebildet, eine Denunziation zu brandmarken. Selbst an dem Verdienst seines frühern Kampfs gegen Lohenstein wurde man irre, weil er jetzt als Lohensteinianismus brandmarkte, was als große Erweiterung der Poesie erschien. Die Dürre und Unfruchtbarkeit seines Geistes wurde offenbar, als er sich außer Stand zeigte, den Maßstab, mit dem er bis dahin das Richtige gemessen, am wirklich Bedeutenden zu berichtigen. Seine Zeit war vorüber.

Gottsched hatte vor zwei Jahren versucht, am Kaiserlichen Hofe eine feste Stellung zu gewinnen. Er wurde mit seiner Gattin in Wien bei Hofe vorgestellt und mit einer Reihe vornehmer Bekanntschaften beglückt. Die Fürstinnen Trautmannsdorf, Dietrichstein u. s. w. korrespondiren fortan mit Frau Abdegunde, in einem Französisch, das ungefähr ebenso korrekt war wie ihr Deutsch. Eine deutsche Gesellschaft, die recht nöthig gewesen wäre, kam nicht zu Stande; Wien wurde erst ein Menschenalter später für seinen Gottsched reif.

In Dresden war er schlecht angeschrieben; Rost, der Sekretär des Grafen Brühl, verfolgte ihn mit Pasquillen, und wenn das Leipziger Theater ihn verspottete, fand es Schutz am Hofe. Es war ihm kein geringer Trost, als eine Standesperson, ein junger Baron Schönauich, Sohn eines wirklichen Generals, der selber ein Paar Jahre Offizier gewesen, ihm ehrerbietig ein Heldengedicht einsandte, ganz nach den Regeln der Dichtkunst; eine rechtschaffene Epopöe: Fabel, Charakter, Götter, Episoden und Schreibart, alles nach dem Muster des Vergil. Es behandelte Hermann den Cherusker, und zwar in gereimten leicht fließenden trochäischen Tetrametern. Aus einem solchen Schatz ließ sich Kapital machen, und Gottsched war der Mann dazu.

„Da Deutschland bisher von so vielen seltsamen Heldengedichten überschwemmt wird, so ist es gleichsam ein Wunder zu nennen, daß ein so starker Dichter seinem Vaterland ein kunstrichtiges ans Licht stellen wollen. Die Mufen scheinen ihn der Bellona bloß darum entrißen zu haben, daß er die epische Dichtkunst, die bisher in so fürchterlichen Gestalten erschienen, in einer liebenswürdigen Gestalt bekannt machen sollte. Wenigstens scheinen sie ihn zu einem deutschen Voltaire bestimmt zu haben.“

Zum Troz der böswilligen Kritiker, die seinen Schützling schlecht machten, überreichte Gottsched, damals Dekan, 18. Juli 1752 in seinem Amtsornate

dem jungen Baron den Dichterlorbeer auf silberner Schüssel, in öffentlicher Sitzung der Fakultät, die das Recht besaß, Dichter zu krönen. Die Halberstädter machten es bald darauf nach, sie krönten eine Dame, Charlotte Unger, geb. Ziegler (29 J.) als Dichterin. Aber die Stimmung hatte sich einmal gegen Gottsched gerichtet, und nur seine Dichterkrönung verfiel dem Fluch der Lächerlichkeit.

Die Verbindung mit Schönaich hatte für Gottsched noch einen großen Nachtheil: der junge Baron war ein Klopffechter und wurde nicht müde, gegen seine Gegner — nicht bloß Bodmer sondern auch Lessing — plumpe Pasquille zu veröffentlichen, wofür dann Gottsched büßen mußte.

Klopstock war klug und vornehm genug, zu dieser ganzen Polemik zu schweigen. In Kopenhagen entwickelte sich mehr und mehr seine deutsche Gesinnung; im Namen der deutschen Dichtung fordert er die Muse Englands zum Wettlauf heraus. Noch ist es eine junge, bebende Streiterin, für die er eintritt: „doch sie bebte männlich, und glühende, siegswerthe Röthen überströmten flammend die Wang', und ihr goldenes Haar flog.“

Auch deutsche Stoffe gingen ihm auf. — „Da dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblute, mit dem Staube der Schlacht bedeckt! so schön war Hermann niemals! so hat's ihm nie von dem Auge geflammt! Komm, ich hebe vor Lust! Reich mir den Adler und das triefende Schwert! Komm, athm' und ruh hier aus in meiner Umarmung von der zu schrecklichen Schlacht! Ruh' hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne, und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange! — Hermann! Hermann! so hat dich niemals Thunel-da geliebt.“

Um Graf Bernstorff sammelte sich in Kopenhagen eine deutsche Kolonie. Klopstock, sein Freund Rahn, der seine Schwester heirathete, der Oberhofprediger Cramer; dazu eine ganze Zahl holsteinischer Edelleute; die Stadt sah mitunter gerade so deutsch aus wie Zürich.

Klopstock hatte aufgehört, in unglücklicher Liebe zu schwelgen. 9. April 1752 meldet er seinem Gleim, daß er ganz und gar nicht mehr unglücklich ist. „Ich weiß, daß es meinem Gleim sehr lieb ist, das zuerst zu wissen. Wie aber alles zugegangen, sage ich Ihnen noch nicht ganz. — In so wichtigen Sachen der Glückseligkeit, als Liebe und Freundschaft sind, kann ich unmöglich halb glücklich oder halb unglücklich sein. Daher bin ich so lange traurig gewesen, und da ich aufgehört habe, traurig zu sein, habe ich auch ganz und gar aufgehört.“

4. Juni, in Hamburg, verlobte er sich mit Meta Moller. „Er ward mein!“ schreibt diese an Giseke. — „Sie werden glauben“, schreibt er aus Quedlinburg, wo er in zärtlichem Verkehr mit Gleim, Cramer und Ramler

verweilte, an Schlegel, „daß meine Wahl, nachdem ich die Liebe so lange gelernt habe, auf ein Mädchen fallen mußte, die mich sehr glücklich machen könne. Und das bin ich auch so sehr, daß ich mich noch immer darüber verwundere, daß man so glücklich sein kann. . . Das ist nun einmal mein Enthusiasmus, daß ich glaube, unübertreffbar in der Liebe zu sein.“

Sie schreibt ihm: „O, wie süß ist es, Gott anzubeten! Welche Entzückung, ihn empfinden! — Du bist heiliger als ich, aber mehr kannst du Gott nicht lieben! . . . Ich will durch dich noch immer besser und heiliger werden. . . Ehe ich von dir geliebt wurde, fürchtete ich das Glück; mir war bange, daß es mich von Gott zerstreuen möchte. Wie sehr irrte ich mich! . . . Die Nührung, die Freude, alle Empfindungen der Glückseligkeit machen meine Anbetung noch feurriger.“

„Es sind Empfindungen von einer ganz eigenen Süßigkeit, die ersten Empfindungen der Liebe. Man ist dann noch so schüchtern, und man wundert sich so über das, was man fühlt.“

Das Liebesglück löste seine Zunge, und zeitigte die schönsten Blüten seiner Lyrik. „Lang in Trauern vertieft, lernt' ich die Liebe, sie, die der Erde entfloß. . . Endlich sinkt die traurige Nacht, und mir wachen mit Lächeln alle schlummernden Freuden auf! — O wie staun' ich mich an, daß ich jetzt wieder bin, der ich war! wie entzückt über die Wandlungen meines Schicksals, wie dankbar wallt mein freudiges Herz in mir! — Ach du kennst ja mein Herz, wie es geliebet hat! gleich ein Herz ihm? Vielleicht gleichet dein Herz ihm nur! Darum liebe mich Sidli, denn ich lernte die Liebe dir! Dich zu finden, ach dich! lernt' ich die Liebe, sie, die mein steigendes Herz himmlisch erweiterte!“

— „Unerforschter als sonst etwas den Forscher täuscht, ist ein Herz, das die Lieb' empfand, sie, die wirklicher Werth, nicht der vergängliche unser's dichten- den Traums gebar, jene trunkene Lust, wenn die erweinete fast zu selige Stunde kommt, die dem Liebenden sagt, daß er geliebet wird! und zwei bessere Seelen nun ganz, das erstemal ganz, fühlen, wie sehr sie sind! — Selbst das Trauern ist süß, das sie verkündete, eh' die selige Stunde kam! Wenn dies Trauern umsonst eine verkündete, o dann wählte die Seele falsch, und doch würdig! Das webt keiner der Denker auf, was für Irrren sie damals ging!“

„Im Frühlingschatten fand ich sie; da band ich sie mit Rosenbändern. Sie wußt' es nicht und schlummerte. Ich sah sie an; mein Leben hing mit diesem Blick an ihrem Leben. — Ich fühlt es wohl, und wußt' es nicht! Doch lispelt' ich ihr, sprachlos, zu, und rauschte mit den Rosenbändern. Da wachte sie vom Schlummer auf. Sie sah mich an; ihr Leben hing mit diesem Blick an meinem Leben, und um uns ward Elysium.“ So lautete eins seiner ersten Lieder nach der Verlobung.

Gleich im Beginn seiner Lyrik hatte Klopstock die Nachtigallen zu Botschaftern seines Liebesgefühls gemacht; er hat das Bild in späteren Jahren mehrfach ausgearbeitet: hier ein Wechselgesang zwischen zwei Nachtigallen, Mutter und Tochter.

„Ich mag nicht singen, die Zeisige haben das Ohr mir taub gezwischert. Viel lieber mag ich am Ast mich schwenken und unten in dem krySTALLnen Bach mich sehn.“

„— Flöten mußt da, bald mit immer stärkerem Laut, bald mit leiserem, bis sich verlieren die Töne; schmetternd dann, daß es die Wipfel des Waldes durchrauscht! Flöten, flöten, bis sich bei den Rosenknospen verlieren die Töne.“

— „Nichts mehr?.. Nichts von dem, was die Wange bleich macht, glühen die Wang', und rinnen und strömen die Thräne macht?“

— „Noch mehr!.. Da sang die Nachtigall ihr höheres, ihr seelenerhöhetes Lied. Da flog das Mädchen zu dem Süngling hin, da weinten sie der Liebe Wonne!“

Die Hayesadministration und die Silberbill.

Wenn man die strengen Parteiblätter der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einiger Aufmerksamkeit liest, so findet man, daß sowohl die Organe der regulären Republikaner, wie die Zeitungen der regulären Demokraten sich seit einiger Zeit in der Behauptung begegnen, die Administration des Präsidenten Rutherford B. Hayes könne und werde so lange keine nennenswerthen Erfolge erzielen, als sie es nicht verstehe, sich die Stütze einer starken und geschlossenen Partei zu verschaffen. Vorzugsweise sprechen sich aber in diesem Sinne diejenigen Anhänger der republikanischen Partei aus, deren Streben darauf gerichtet ist, den Präsidenten so viel als möglich abhängig zu machen von den einflußreichen Führern der letztgenannten Partei. Eine solche Abhängigkeit liegt indeß bis jetzt weder in der Absicht des Präsidenten Hayes, noch wird dieselbe von dessen Ministern gebilligt; und wenn nicht alle Anzeigen trügen, so will auch ein großer Theil des amerikanischen Volkes das Haupt der Nation nicht zu einem willenlosen Parteiverkzeug herabgewürdigt wissen. Der eigentliche Grund aber der gegenwärtig thatsächlich bestehenden Isolirtheit der Hayesadministration dürfte zunächst in der Verschwommenheit und Verkommenheit der Parteizustände zu suchen sein, welche gegenwärtig in der nordamerikanischen Union obwalten und z. B. bei der jüngst stattgefundenen